

# Aus dem Leserkreis : wir sehen nicht Fälle, sondern Menschen

Autor(en): **A.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue  
suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **38 (1967)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807302>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erlebens festzuhalten, das imstande ist, die Erinnerung wachzurufen, das ist nicht unwichtig.» (P. Moor in «Heilpädagogik».)

Jedes Kind, jeder Mensch hat das Bedürfnis nach Liebe und Sonne. Jeder Mensch, sei er im Schul- oder Erziehungsheim, im Gefängnis oder Alters- und Pflegeheim, hat das Recht auf Frohsinn und Geborgenheit. Und wir, jeder einzelne Mitarbeiter im Heim, sind dafür verantwortlich, diesen Menschen auf der «weniger sonnigen» Seite dazu zu verhelfen. «*Am reichsten ist nicht, wer am meisten hat, sondern wer am meisten hergeben kann.*»

«Wer nicht heimgehen kann, geht abseits. Das ist keine poetische Formulierung. Mary bewies den Satz. — Vor zwei Wochen war sie einer Erziehungsanstalt entflohen. In Kellern und Estrichen versteckt gehalten, hatte sie sich endlich, durch Hunger und Kälte aus dem Gleichgewicht gebracht, mir anvertraut. — Der bittere Zug um den Mund unterstrich die Worte: ‚Wenn der Alte wieder einmal mit dem Messer auf mich losgeht, werde ich ihn damit umbringen. Ich hasse ihn. Er war besoffen, als er mich erstmals, ich war knappe acht Jahre alt, missbrauchte. — Ha! Die müssen mich Moral lehren daheim! Ich war immer unerwünscht. *Ich bin nirgends zu Hause.* Nein, ich möchte nie so werden wie die Erwachsenen. Nie! — Was lässt sich gegen ein solches Milieu ausrichten? Wie kann man diesem Mädchen die kalte Grausamkeit und Verbitterung nehmen? — Es schimmerte etwas Feuchtes in ihren Augen, als sie fortfuhr: ‚Wenn ich jemanden fände, der mir zuhört und mir glaubt, dann hätte ich etwas, worauf ich bauen könnte‘...» (Werner Fritschi in «Halbchristen — Halbstarke».)

## Spannungen zwischen Schule und Heim

Sicherlich sind Spannungen spürbar... und sicherlich könnten diese abgebaut werden, wenn die Leute von den «Schulen für soziale Arbeit» und die Praktiker zusammen sich für eine bessere Zukunft in den Heimen einsetzen würden. Ein solches Gespräch wäre mehr als verdientvoll, und wenn es im VSA-Fachblatt begonnen und an einer gemeinsamen Tagung vertieft werden könnte, wäre ein grosser, schwerer Stein des Anstosses aus dem Wege geräumt.

Mit einer Kleinigkeit (oder ist es mehr?) will ich beginnen — einer muss ja! Seit jeher stört, nein, «wurt» mich (vielleicht auch weitere Kollegen?), dass die Berichte über Praktikumsaufenthalte in den Heimen den Heimleitern und seinen Mitarbeitern unzugänglich sind. Die Praktikantinnen können in alles, in wirklich viel, oft in mehr als die andern festangestellten Mitarbeiter, Einblick nehmen; sie werden zum Nutzen ihrer Ausbildung möglichst vielseitig eingesetzt; man bespricht sich mit ihnen, hilft ihnen zu einem umfassenden Bericht, steht ihnen Red und Antwort, lüpfte sie selbst auf fragliche Momente im Heimleben... Wir wissen auch, dass die Praktikanten angewiesen sind, die Fehler oder Mängel herauszufinden. — Warum dürfen wir darüber nichts erfahren? Warum? Eine sehr löbliche Ausnahme macht die Direktion des Zürcher Oberseminars, die die Praktikumsberichte den Heimen zur Einsichtnahme zustellt. Wenn dieses Beispiel Schule machen würde...

## Aus dem Leserkreis

### Wir sehen nicht Fälle, sondern Menschen

Mit grosser Freude und ebenso grossem Interesse habe ich Ihren Artikel «Bloss ein Streit um Worte?» gelesen. Vor allem freut es mich, dass Sie als Redaktor des Fachblattes uns Hausväter diese Frage vom Munde genommen haben.

Sicher ist es so, dass die meisten Hauseltern diesem Wandel in der Terminologie mehr oder weniger gleichgültig gegenüber gestanden haben. Wohl die meisten von uns sprechen heute noch — und werden es weiter tun — von Fürsorgerinnen und Fürsorgern. Es bleibt ja auch weiter so, dass den Gesunden und Starken die Verpflichtung gegeben ist, für die Schwachen und Notleidenden zu sorgen. Im Sorgen für andere ist unseres Erachtens mehr enthalten als im Arbeiten für andere, auch wenn wir dem Wörtchen «arbeiten» noch das Wörtchen «sozial» voranstellen. Wir sehen in unseren Heimkindern und deren Eltern keine Fälle und keine Klienten, sondern Menschen, in deren Schicksal wir helfend, ratend und bestimmend einzugreifen haben. Höchstens bezeichnen wir die Kinder in unserer Fachsprache als Zöglinge. Dass der Zögling heute im Heim anders behandelt wird als vor 30 Jahren, darin zeigt sich ein echter Wandel. Wenn das Wesentliche sich gewandelt hat, dann darf doch wohl das Aeusserliche, die Terminologie, gleich bleiben.

Der Streit um Worte berührt uns im Grunde genommen wenig, weil die Sozialarbeit mit ihrer Terminologie dort ihre Grenze hat, wo die eigentliche Pädagogik und im speziellen die Heilpädagogik mit ihrer Terminologie beginnt. Wir sollten daher gar nicht mehr von «geschlossener Fürsorge» sprechen, sondern vom Gebiet der Heimerziehung als einem Spezialgebiet der Pädagogik. Wir wollen mit unseren heimeigenen Sonderschulen und mit unserer spezifischen Erziehungsaufgabe an den Kindern und Jugendlichen im Bereich der Pädagogik und Heilpädagogik verankert bleiben. Das hindert uns selbstverständlich nicht daran, mit den Vertretern der Sozialarbeit fruchtbar zusammenzuarbeiten, so wie diese auch mit Aerzten, Behörden, Schulen, der Kirche u. a. zusammenarbeiten. Zur Erfüllung unserer Aufgabe an den Kindern im Heim wünschen wir uns weiter Lehrerinnen, Lehrer, Heimerzieherinnen und Heimerzieher und keine Sozialarbeiter.

Wenn wir diesen Standpunkt einnehmen, dann brauchen uns die Wandlungen in der Terminologie auf dem Gebiete der Sozialarbeit nicht weiter zu beunruhigen. Die meisten Hausväter der Erziehungsheime kommen aus dem Lehrerberufe —, und werden, solange die Heime eigene Schulen haben, weiter aus diesem Berufe kommen —, und wir haben es darum nicht nötig, unser Berufsbild durch das Ausarbeiten einer neuen Terminologie aufzuwerten. Wir haben es auch nicht nötig, unserem Berufe ein wissenschaftliches Mäntelchen umzulegen.

Aehnlich verhält es sich mit der Besoldungskonzeption für die Heimerzieher und die Heimerzieherinnen, die nicht, wie es in gewissen Kreisen gewünscht wird, den Besoldungen der Sozialarbeiter angepasst werden, sondern grosszügig und vorausschauend den Lehrer- und Lehrerinnenbesoldungen entsprechend gestaltet werden sollten.

A. K., Basel